

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Band:** 69 (1975)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Konsequentes Leben und Denken : zum 100. Geburtstag Albert Schweitzers (14. Januar)  
**Autor:** Blanke, Huldrych  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-142431>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

in Frage stellen, wie auch die nationalistische oder rassistische Abkapselung. Taizé selbst ist zweifellos solch ein Zeichen, ein Ort der Gemeinschaft am Heiligen, welche das ganze Leben neu beleuchtet. Der einzelne erfährt hier die Geborgenheit, eine heilende und befreiende Gemeinschaft; aber es wird auch die gesellschaftliche Hoffnung genährt auf ein neues soziales Leben, die aktive Hoffnung auf eine Welt, wo «der Mensch nicht mehr Opfer des Menschen ist». Unsere Heimstätten und Akademien wie Boldern und die Paulus-Akademie hier bei uns sind Orte solcher sichtbaren Gemeinschaft. Weil da festliegende Rollen durchbrochen werden und Menschen Verständigung erleben. Basisgemeinden, in der Stadt Rom sogar, und Gemeinschaften an unseren Hochschulen. Sie alle werden wohl in der Zukunft noch mehr werden.

Nun sind wir allerdings jetzt nicht in Taizé oder auf Boldern, sondern im Sonntagmorgen-Gottesdienst der gut organisierten Kirchengemeinde Witikon, und heute und die kommenden Tage in den modernen Wohnungen unseres Quartiers und den Büros dieser Großstadt. Können wir hier auch wieder «Menschen der Gemeinschaft» werden? Wir wissen, daß es nicht leicht ist — um ehrlich zu sein. So viele Faktoren arbeiten dagegen, und es brauchte wohl eine ganze «Strategie» des Heiligen Geistes. Aber wir können anfangen, klein anfangen. Etwa damit, daß diese Feier jede Woche wieder zu einem kleinen Stück Gemeinschaftserfahrung wird, daß wir sie suchen als Quelle. Aber wir können auch anfangen, wenn wir nachher unseren Mann oder Frau, unsere schwierigen Kinder und die hochnäsigen oder vielleicht nur kontaktscheuen Nachbarn ganz bewußt als Teilhaber an Gottes Leben ansehen und so behandeln, mit Herzlichkeit und Interesse.

Wenn wir hier aus dieser Feier der Gemeinschaft herausgehen und den Ausländern, die uns begegnen, unsere Wärme entgegenbringen, wenn schon wir paar Leute so leben, als müßten wir nun tatsächlich keine Angst mehr haben, vor niemandem. Und es ist so. Denn die Gemeinschaft des Heiligen Geistes ist mit uns allen in den Wohnungen, Straßen, Läden und Büros. Wir müssen es wieder wagen mit ihr und das Fest der Gemeinschaft ausbreiten.

Gerhard Traxel

(Predigt am Sonntag, 20. Oktober 1974)

## Konsequentes Leben und Denken

### Zum 100. Geburtstag Albert Schweitzers (14. Januar)

Geburtstage gewannen im Leben Schweitzers mehr als einmal besondere Bedeutung. Es war zumeist in der Zeit dieses Tages, daß sich ihm mit Nachdruck jene elementare Frage stellte, die ihn von früh auf bewegte

und ihm lebenslang keine Ruhe ließ: was es ist, das dem Leben seine eigentliche Bedeutung gibt, seinen letzten Sinn.

Von früh auf machte Schweitzer im Zusammenhang dieser Frage das Leid in der Welt zu schaffen. Tagelang konnte ihn das Hinken eines verwehrten Pferdes beschäftigen. Unauslöschlich blieb ihm seit seiner Colmarer Schulzeit die Gestalt eines unterworfenen Negers im Sinn, die er damals im Monument des Admiral Bruat zu Füßen des heroisierten Eroberers entdeckte.

Es ist an seinem 20. Geburtstag, daß der Student der Theologie und Philosophie eine Entscheidung fällt, die ein Gelöbnis ist. Er verspricht sich, aus einer Erkenntnis heraus, die er später in klare Gedanken zu fassen sucht, sein Leben zu teilen. Er gibt sich selbst noch zehn Jahre Zeit: zehn Jahre noch wird er sich Kunst und Wissenschaft widmen, dann wird er sein Leben in den Dienst derer stellen, die leiden.

Es ist an seinem 30. Geburtstag, daß der geschätzte Pfarrer, berühmte Autor eines Jesus-Buches, bekannte Organist und Bachforscher, den konkreten Weg zur Einlösung seines Lebensversprechens findet. Nachdem er schon manchen Plan erwogen und verworfen hat, gerät ihm ein Prospekt der Pariser Missionsgesellschaft in die Hände. Er liest von ihrer Arbeit in dem durch Schlafkrankheit verseuchten Kongogebiet, wie sehr man dort Missionare und Ärzte benötigte: «Menschen, auf denen bereits der Blick des Meisters ruht . . .», und sein Entschluß ist gefaßt: Er wird in den Kongo gehen, nicht nur als Prediger, auch als Arzt.

Lambarene, ein baufälliges Haus und ein Grundstück am Ogowe, einem Parallellfluß des Kongo, ist das «Geschenk» der Pariser Mission zu Schweitzers 37. Geburtstag, als er, nach harten, neben Pfarramt und Dozentur betriebenen Studienjahren, dort als frischgeprüfter Arzt vor spricht. Am Karfreitag 1913 verläßt er mit seiner Frau Helene das heimatliche Günsbach. In Bordeaux besteigt er, begleitet von siebzig Kisten, deren Inhalt er selbst erbettelte, das Schiff. Vorbei an Küsten, deren Namen von Elfenbein, Gold und Sklaven reden, sucht er sein neues Ufer, wo er die Zelle einer neuen menschlichen Gemeinschaft zu begründen hofft.

Es soll nun aber, um die Gefahr der Bewunderung zu hemmen, ausführlicher von der Innenseite dieses Lebens die Rede sein, dem Denken, das es an seinen Brennpunkten forderte und herausfordernde Bedeutung gewinnen kann für den, der sich an ihm beteiligt. Karl Barth hat in seiner letzten Vorlesung 1961/62 Schweitzer als «problematischen Theologen» bezeichnet. («Könnte ein so problematischer Theologe wie Albert Schweitzer nicht — immer gerade vom Gegenstand der Theologie her gesehen — das bessere Teil erwählt haben und mit ihm die ersten besten, die da und dort ohne theologische Besinnung versucht haben,

Wunden zu heilen, Hungerige zu speisen, Durstige zu tränken, elternlosen Kindern eine Heimat zu bereiten?») Wie ist dieser Einwand zu verstehen?

Albert Schweitzer war ein kritischer Theologe. Wie überall, wo er eine Verpflichtung erkannte, war er auch auf dem theologischen Feld mit Konsequenz am Werk. Er wollte genau Bescheid wissen über diesen Jesus, der ihn seit langem schon bewegte und forderte. So begann er die christliche Überlieferung zu hinterfragen nach ihrem Urbild: Jesus, wie er wirklich war. Daß das Ergebnis der redlichen Nachforschung vielen Christen zum Stein des Anstoßes wurde, war seine Absicht nicht gewesen, im Gegenteil: ein sicheres Fundament des Glaubens zu finden, Sein statt Schein, Fels nicht Sand. Für ihn selber sollte sich diese Hoffnung voll und ganz erfüllen.

Schweitzer hat seine neue Sicht Jesu vor allem in seiner umfangreichen «Geschichte der Leben-Jesu-Forschung» dargestellt und hier — wissenschaftlich im wesentlichen nach wie vor unwiderlegt — begründet, daß Jesus, geprägt von der Weltenderwartung seiner Zeit, das Ende der Welt und den Ausbruch des Gottesreiches als unmittelbar bevorstehend erwartete, ja, daß er in den Tod gegangen sei in der brennenden Hoffnung, durch dieses Opfer das Ereignis bei Gott endgültig zu «drängen» und es dann als auferstandener Messias König zu seiner Vollendung zu führen.

Dem Schluß dieser Untersuchung, daß Jesu präzise Erwartung sich nicht erfüllte, ist nun allerdings mit dogmatischer Tünche nicht zu begegnen. Schweitzer selbst zeigte sich Ansätze einer für den Glauben verantwortbaren Folgerung bei Paulus, dem sich das Problem ja schon zu seiner Zeit und damals in erst recht unausweichlicher Art gestellt haben mußte.

Paulus, wie Schweitzer in «Die Mystik des Apostels Paulus» darlegt, geht aus von jener Erfahrung, die nach den «Zwölfen» und vielen andern auch ihm vor Damaskus zuteil geworden war und die er als Auferstehung des Gekreuzigten deutete. War Christus aber auferstanden, stand man dann nicht nach seiner Verheißung schon in der messianischen Zeit? Paulus lebt aus dieser Überzeugung und er beschreibt auch, von seiner Christuserfahrung geleitet, wie es zur Bürgerschaft im angebrochenen Gottesreich kommt, worin sie besteht: Sie besteht im «Sein in Christo», sie entsteht durch das «Sterben und Auferstehen mit Christus». Das heißt: Es gibt eine geistige oder, wie Schweitzer sagt, «mystische» Verbindung mit Christus. In ihr erlebe ich mich als ein Wesen, das bereits jetzt dieser vergänglichen Welt enthoben ist und der ewigen, wenn auch noch unvollendeten des Reiches Gottes angehört, wo nicht mehr Gesetz und Sünde, sondern allein der Geist und, als höchste seiner Gaben, die Liebe herrschen.

Paulus besitzt, nach Schweitzer, Bedeutung für die Theologie in zweierlei Hinsicht. Er zeigt als «Schutzheiliger des Denkens im Christentum», wie mit Glaubenswahrheiten, die in Denkformen anderer Zeiten, anderer Umstände formuliert sind, umzugehen ist. Sie sind nicht bei ihren Vorstellungen zu behaften, sondern, wie er selber mit Jesu Endzeitverkündigung getan hat, zu hinterfragen auf ihren Gehalt und von ihm her neu zu formulieren für die eigene Epoche. Darüber hinaus aber vermag der Apostel gerade durch das von ihm angewandte Prinzip christlicher Wahrheitsfindung eine Verständnismöglichkeit der Botschaft Jesu aufzuzeigen, die heute noch fruchtbar werden kann. Er hat aus aller Relativität der Weltendvorstellungen Jesu deutend-deutlich zum Vorschein gebracht, was ihr treibender Grund ist: Gott als ein Wille, der auf ein Ziel hindrängt; zugleich verstand er es mitzuteilen, wie dieser Wille in einem Leben Wirksamkeit gewinnen kann: durch die Meditation Christi, die Menschen erfaßt und verwandelt zu Mitarbeitern an Gottes großem Ziel. So aber beginnt im Denken des Paulus «das übernatürliche Reich zum ethischen zu werden und sich damit aus etwas zu Erwartendem in etwas zu Verwirklichendes zu verwandeln. Den Weg, der sich damit auftut, haben wir zu begehen».

Zwar war für Schweitzer der Boden jetzt theologisch bereinigt und geklärt; er war es aber noch nicht philosophisch. Er besaß nun allerdings Gewißheit darüber, was Christsein in seinem tiefsten Sinn bedeutet. Dennoch war ihm als denkendem Christ die Klarheit dieser Wahrheit noch nicht genug.

Wahrheit, wenn sie bestehen soll, darf uns nicht nur ergreifen; wir müssen sie auch begreifen. Sie muß sich im überlegenden Nachvollzug bewähren, als begründet und begründbar, wenn sie Wahrheit für uns bleiben und es für andere werden soll. Es war diese Frage, konkret: «Warum es (das Christentum) für uns die höchste Weisheit ist», die Schweitzer während Jahren umtrieb und zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Antwort schließlich mit letzter Dringlichkeit von ihm forderte.

Dieser Krieg bedeutete für ihn nicht nur eine drohende Gefährdung des in Lambarene eben erst begonnenen Werkes; er verstand ihn als Zeichen der Zeit, das das endgültige Ende einer innerlich längst zerfallenen Kultur und ihrer Welt- und Glaubensanschauung verkündete. Um so zwingender stellte sich Schweitzer damit der Anspruch, in die entstandene Verwirrung der Geister aus dem ursprünglichen Geist des Christentums den Impuls zu einem Neuanfang zu bringen — auf eine Weise, der guten Wissens und Gewissens nicht widersprochen werden konnte.

Auf dem Deck eines Schleppkahns, der ihn, langsam stromaufwärts ziehend, zu einem Kranken brachte, «am Abend des dritten Tages,

als wir bei Sonnenuntergang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfahren», fand sein Denken die längstgesuchte Antwort — einen Satz, der ihm die Selbstbejahung als essentielle Natur jeden Wesens und in diesem Grund des Daseins zugleich die zwingende Begründung einer «Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben» erschloß: «Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will».

Wer aber so, folgerte Schweitzer, «wissend vom andern Willen zum Leben geworden» ist: der Mensch, darf seinen Lebenswillen nicht mehr auf das eigene Leben beschränken, sondern muß in ihm das fremde mit umfassen; ihm ist denkwürdig und mit elementarer Überzeugungskraft ein Grundprinzip des Sittlichen aufgegangen: «Gut ist Leben erhalten und fördern, böse ist Leben vernichten und hemmen» («Kultur und Ethik»).

Unter den zum Teil berechtigten, zum Teil unberechtigten Einwänden, die gegen den Theologen und Philosophen Schweitzer vorgebracht werden, scheint mir jener Ernst Bloch vor allem bedenkenswert. Bloch, der Schweitzer als Wiederentdecker der eschatologischen Prägung Jesu eingehend würdigt (in «Atheismus im Christentum»), ist der Meinung, daß er als Denker des Christlichen aus seiner Erkenntnis nicht den adäquaten Schluß gezogen hat. Er habe den alles verändern und umstürzen wollenden Eifer Jesu, seine Ungeduld, nicht herüberzunehmen gewußt in seine Ethik; sie verharre allzusehr im Individuellen, Karitativen, in «Kulturchristentum, Entwicklungshilfe».

Dazu ist, nach wie vor andeutungsweise, zu sagen, daß für Schweitzer das Werden einer erneuerten Gesellschaft allerdings in der Gesinnung des Einzelnen beginnt. Doch ist das ausgesprochen enthusiastische Element in seinem Ethos im Grunde nicht zu übersehen: seine unentwegte Erwartung einer «neuen, größeren Renaissance», «in der die Menschheit entdeckt, daß das Ethische die höchste ... Wahrheit ist», seine feste Überzeugung, daß die Gesinnung der Liebe imstande sei, «alle weltlichen Verhältnisse umzuformen»; und bis zuletzt hoffte der sokratisch-drängende Jesus-Erbe, den Anbruch der neuen Zeit quasi handgreiflich zu erleben — «das Zeitalter des Friedens».

Auch war ihm der Gedanke des Kollektiven durchaus nicht gleichgültig. Der erste Schritt in der erneuerten Gesinnung führt zur *Gemeinschaft*. Schweitzer verstand Lambarene — ähnlich wie Martin Buber den Kibbuz — als fortwirkendes Urbild einer zukünftigen Sozietät. Daß diese, wenn sie Bestand haben soll, nicht «von oben» diktiert werden kann, sondern «von klein auf» wachsen und reifen muß, ist eine Überzeugung, die, obgleich sie zur Zeit nicht modisch klingt, Beachtung verdiente. Daß auch politische Voraussetzungen geschaffen werden müssen, damit neue Gesinnungen und ihre Organismen sich überhaupt entfalten können, ist bei Schweitzer ein allerdings erst spät

— in seinen mutigen Antiatomappellen — und nur andeutungsweise geäußert Gedanken. Wo es galt, sich den Fragen des sozialen Werdeprozesses konkreter zuzuwenden, blieb sein Werk unvollendet. Wenn ich recht sehe, skizziert es Ansätze anarchistischer Zukunftsgestaltung, die auszuziehen sich lohnte.

Huldrych Blanke

## Entkolonialisierung und Gewaltlosigkeit

(Schluß)

In unserem Bericht von 1973 sprachen wir bereits von **der Tragik der Kirche von Moçambique**: die offizielle Kirche und die Mehrheit der portugiesischen Missionare waren an die portugiesische Regierung und deren Kolonialpolitik gebunden (dieser Zustand wurde durch das Konkordat und das Missionsstatut begünstigt). Der Erzbischof von Lourenço Marques war Symbol und Instrument dieser unheilvollen Bindung. In den Augen der Afrikaner war die Kirche Christi an die Unterdrücker gebunden. Doch es gab auch eine gewichtige christliche Minderheit, die, besonders während der letzten Jahre, zugunsten der Afrikaner gegen das herrschende Unrecht, für eine integrale Befreiung — die politische Ebene miteingeschlossen — Stellung bezog. Ein einziger Bischof, Dom Manuel Vieira Pinto von Nampula, der mit der schweigenden Zustimmung des Erzbischofs zu Ostern 1974 aus Moçambique ausgewiesen wurde, eine Anzahl ausländischer Missionare (Weiße Väter, Väter von Burgos usw.) und einige portugiesische Priester, darunter Mons. Duarte de Almeida, Begründer des Pastoralinstitutes von Beira, bezeugten ohne Furcht das Evangelium, verurteilten das Unrecht und wurden deshalb aus dem Lande ausgewiesen. In der Region von Beira setzten sich Laien mit viel Mut und unter großen Opfern für eine wahrhaft evangelische Kirche ein. Lediglich das Zeugnis dieser christlichen Minderheit (Katholiken und Protestanten) hat bewirkt, daß Schwarze heute noch an die Liebe Christi, des Befreiers der Menschen, glauben können. Seit dem Ende der Diktatur haben sich diese Christen durch Gespräche, Briefe und Solidaritätsaktionen dafür eingesetzt, die Probleme ihrer Kirche zu erklären und appellierten selbst an die höchsten Stellen in Rom. Sie verlangen Bischöfe, die fähig sind, auf die Erwartungen der Afrikaner eine echte Antwort zu geben, fähig, diese zersplitterte Kirche zu einen und zu erneuern. Beira besitzt seit 1965 keinen Bischof; der Erzbischof von Lourenço Marques hat sich nach dem 25. April zurückgezogen und wurde nach Rom berufen; Dom Manuel, den die Afrikaner lieben, konnte noch nicht nach Nampula zurückkehren. Die übrigen Bischöfe haben wohl eine zaghafte